



Predigt am Buß- und Bettag 2020
18. November, 10 Uhr in Heilig-Kreuz (ev.)
Studentenpfarrerin Tabea Baader, ESG Augsburg

I

„Sodom und Gomorra!“ - dieser Ruf versetzt mich zurück in den Sonntagabend, 18.40 Uhr in die Fernsehserie „Lindenstraße“. 35 Jahre ist sie gelaufen, bis in die ersten Ausgangsbeschränkungen dieses Jahr. Ich habe sie regelmäßig angeschaut. „Sodom und Gomorra“ schimpft die Hausmeisterin Else Kling, wenn ihr etwas nicht gefällt. Sie wohnt im Erdgeschoß des Mehrfamilienhauses Lindenstraße 3. Mit Kittelschürze, Kopftuch und Schrubber ist sie im Treppenhaus, putzt und vor allem: Sie kontrolliert, wer wo ein- und ausgeht. Sie stochert in Briefkästen anderer Leute und liest ihre Post. Sie verschafft sich auch mal Zugang zur Wohnung anderer. Sie sieht alles, kommentiert alles, ratscht und tratscht. Über Ausländer und „Homos“, über die „Flietscherl“, also moderne selbstbewusste Frauen, über Multi-Kulti und vieles mehr. Und immer wieder „Sodom und Gomorra“.

Else Kling – das war die Rolle der schrecklichen Wächterin, über ihre Hausgemeinschaft, und auch über einen Teil der deutschen Gesellschaft. Die Lindenstraße hat abgebildet, wie sich unsere Gesellschaft in den letzten Jahrzehnten entwickelt und verändert hat. Und Else Kling steht für: "Alles soll bitteschön beim Alten bleiben“. Dafür war ihr fast jeder Preis und jedes Schimpfwort und jede Gaunerei recht. Wo kämen wir denn sonst hin?!

Vor dem Fernseher habe ich oft über Else Kling geschmunzelt – oder über sie die Nase gerümpft. Mit jemandem wie Else Kling möchte ich eigentlich nicht so nah zusammen leben. Ich müsste ihr sehr oft widersprechen, und wir beide wären im Dauerstreit. Was für Else Kling „Sodom und Gomorra“ ist, ist für mich heute ein noch amtierender amerikanischer Präsident, der seine Wahl Niederlage nicht anerkennen will. Ich finde, schon Kinder müssen es lernen, zu verlieren. Deshalb erwarte ich das auch von Politiker*innen.

„Sodom und Gomorra“ denke ich mir auch, wenn im Supermarkt wieder jemand versucht, ohne Maske einzukaufen. Es gibt viele Regeln, auch ohne Corona, an die ich mich halten muss. Und es ist egal, ob sie mir gefallen oder nicht. Warum, denke ich mir, ist es jetzt so schwer, dieses Stück Stoff zu tragen, mit dem Menschen in Krankenhäusern immer schon arbeiten mussten?

Der Ausruf „Sodom und Gomorra!“ stammt ursprünglich nicht von Else Kling, sondern vom Hofpropheten Jesaja. Anders als Else Kling sagt er aber „Gomorrha“ anstatt des Lindenstraßen - „Gomorra“. Gomorrha und Sodom sind Städte, die nach der Erzählung im Alten Testament untergegangen ist. Dem Propheten Jesaja geht es aber nicht um die Städte von damals, sondern um etwas anderes: Sodom und Gomorrha sind Symbolnamen für Gottlosigkeit und unverbesserliche Sünde. Nicht im Sinn einer Moral a la Else Kling, sondern: Fern sein von Gott. „Herren von Sodom, Volk von Gomorrha“ – das sind die Menschen, denen ihre Konventionen wichtiger sind als ihre Mitmenschen, die nur sich selbst sehen und andere ablehnen, die stur darauf bestehen, dass alles beim Alten bleiben soll. Die unter allem Umständen so weiter machen, wie bisher, auch wenn das den Untergang bedeutet.

II

„Sodom und Gomorrha!“ ruft Jesaja. Er ist Prophet am Königshof in Jerusalem. Wenn schwierige Entscheidungen anstehen, wendet sich der König an ihn. Jesaja ist königlicher Berater und engster Vertrauter des Königs. Erst seit kurzem hat er diese Aufgabe. Jesaja ist ein junger Mann mit Frau und zwei Kindern. Am Königshof ist er nun gefragt, denn es droht Krieg. Unsicherheit liegt in der Luft. Wie wird es ausgehen? Werden die Feinde die Stadt überrollen und einnehmen? Wie viele werden überleben? Es geht um die vielen Menschen in der Stadt. Sie wissen nicht, wie es weiter gehen wird, ob es überhaupt eine Zukunft für sie gibt.

Bisher ist im Kriegsfall, bei Dürre oder Erbeben geopfert worden. Angeblich hat sich das bewährt. Gott soll versöhnt werden. Das ist die Tradition, die die Bedrohung abwenden soll.

Jesaja sieht diese Tradition kritisch. Wenn große Feste am Tempel gefeiert werden, wenn Tiere als Opfer geschlachtet werden, wendet er sich ab. Es fällt ihm schwer, darin einen Sinn zu erkennen. Es gleicht einer Geisterbeschwörung. Davon hätte er nichts. Es ist für ihn keine Frage: Gott ist hier, im Alltag, im Miteinander, in Gemeinschaft zu finden. Da wohnt Gott ebenso, wie im Allerheiligsten des Tempels. Gott ist nicht fern, er ist nah, er ist mitten im Volk. Deshalb muss er nicht herbeigerufen werden. Daran will er den König immer wieder erinnern.

Jesaja spürt, dass es ein Notfall ist, als der König ihn um Rat bittet. Krisenstimmung liegt in der Luft. Der König ist ratlos. Die Menschen haben sich in ihre Häuser zurück gezogen. Die Feinde, die gegen Jerusalem in den Krieg gezogen sind, stehen kurz vor dem Einmarsch. Welches Opfer Jesaja nun empfehle, will der König wissen. Er vermutet, die Krieger sind eine göttliche Strafe. Deshalb will er Gottes Zorn besänftigen. In dieser Situation will er sich keinen Fehler erlauben.

„Sodom und Gomorrha!“ bricht es aus Jesaja heraus. Was für ein Unsinn! Der König horcht auf. Jesaja erklärt sich: Gerade in diesen Krisenzeiten müssen die Menschen und voran der König etwas begreifen:

Jesaja 1,16 Wascht euch, reinigt euch, tut eure bösen Taten aus meinen Augen. Lasst ab vom Bösen, 17 lernet Gutes tun! Trachtet nach Recht, helft den Unterdrückten, schafft den Waisen Recht, führt der Witwen Sache! 18 So kommt denn und lasst uns miteinander rechten, spricht der HERR. Wenn eure Sünde auch blutrot ist, soll sie doch schneeweiß werden, und wenn sie rot ist wie Purpur, soll sie doch wie Wolle werden.“

Nun ist der König wie vor den Kopf gestoßen. Was Jesaja ihm rät ist nichts neues. Es ist sein Alltagsgeschäft. Es ist der eigentliche Kern seiner königlichen Aufgabe. In ihrer Not kommen die Leute zum ihm. Als König ist er die letzte Hoffnung für die Ärmsten des Volkes.

Gerade jetzt soll er sich stärker um die Armen kümmern? Verdienen die Feinde und der drohende Krieg, nicht mehr Aufmerksamkeit?

Aber es ist Jesaja ernst. Wenn den Ärmsten geholfen wird, dann gibt es Hoffnung. In der Krise, in der Bedrohung durch Feinde, gibt es nichts wichtigeres. Wenn die Menschen hoffen, dann werden sie auch in schwierigen Zeiten zusammen stehen.

„Und was ist mit Gottes Zorn?“, fragt der König. Wie soll er besänftigt werden? Jesaja Antwort lautet: durch Güte. „Wenn Du gütig zu deinem Volk bist, dann vergibt Gott Dir. Vor Gott gilt das mehr als alle Opfer. Wenn Du barmherzig bist, dann ist auch Gott mit Deinem Volk barmherzig. Wenn Du als König Not linderst, dann wird die Not des Volkes ein Ende haben. Als König muss Du für das Volk zum Vorbild werden. Denn besonders jetzt müssen die Menschen gut und barmherzig miteinander umgehen, das musst Du ihnen vorleben. Nur so können wir bestehen,“ sagt Jesaja.

Wer sich auf seine Mitmenschen so verlassen kann wie auf Gott, bekommt Mut. Und Mut brauchen sie jetzt, Mut in der Gefahr, Lebensmut. Alle sollen spüren dass Gott in der Gefahr an ihrer Seite ist. Für manche ist das vielleicht nicht dramatisch genug. Aber es ist eine Strategie, die alle zusammen bringt, die einen als Starke, die anderen als Hilfsbedürftige. Sie alle brauchen einander und sehen aneinander: Gott ist barmherzig. Gott ist viel größer als jeder menschliche Fehltritt. Ganz gleich, wie groß die menschlichen Sünden - Gott bleibt unerschütterlich an ihrer Seite, vergibt und heilt, was zerschlagen und zerbrochen ist. Das ist es, was zählt. Im Vertrauen auf Gott können die Menschen über sich selbst hinauswachsen.

Jesaja hat den König überzeugt: Keine Opfer! Stattdessen begibt der sich ins Tor, denn dort trifft er die Bittsteller. Er beginnt, sich mit ihren Problemen zu beschäftigen. Die Elenden sind wie jeden

Tag gekommen und er hört sie an, einen nach dem anderen. An diesem Tag verlassen besonders viele von ihnen den Königshof erleichtert und froh.

III

Der Buß und Betttag ist dieses Jahr auch ein Tag des Nachdenkens: Wie leben wir? Was zählt wirklich? Und was ist unwichtig?

Der Stillstand zwingt uns zum Nachdenken. Dieses Jahr haben wir nicht nur einen Buß- und Betttag, sondern einen Buß- und *Betmonat*.

Als im Herbst die Infektionszahlen in die Höhe schossen, da dachte ich mir „Sodom und Gomorra!“ Ist das unser Untergang? Mit den Restaurantschließungen mussten auch wir unser studentisches Café in Augsburg schließen. Das hat richtig weh getan. Wir hatten uns so darauf gefreut, dass man sich wieder treffen kann. Gerade im online-Semester wäre es ein Lichtblick gewesen, wenigstens gemeinsam mittag zu essen. Natürlich nur zu zweit und mit Abstand. Alles war organisiert und geplant. Jetzt gibt es kein Essen auf dem Tisch, sondern Videobotschaften. Das ist nicht das gleiche. Einen Menschen, dem man in die Augen schauen kann, kann nichts ersetzen.

Was ist noch unersetzlich? Die Restaurants sind geschlossen. Die Theater und Konzerthäuser sind lahm gelegt. Fußball gibt es im Radio und Fernsehen, aber nicht mehr live im Stadion.

Menschliche Kreativität ist unersetzlich, das merke ich, je länger es keine Konzerte und kein Theater mehr gibt. Es ist ein schrecklich hoher Preis, den wir zahlen. Der Verzicht soll Menschenleben retten. Wir verzichten aber auf einen Teil echtes Leben. So werden wir dünnhäutig. Manche werden wütend. Andere werden einfach traurig. Wir verzichten auf das, was uns als Menschen ausmacht, um Menschenleben zu retten.

Jesajas Ruf, sich gerade jetzt um die Schwächsten zu kümmern, gilt auch heute. Die oberste Priorität hat nicht die Wirtschaft, sondern das nackte Leben, das Überleben. Je näher der Impfstoff rückt, desto deutlicher wird die Frage: wer oder was braucht am meisten Hilfe und Schutz?

Jesajas Ruf geht aber noch weiter: wir sollen einander wahrnehmen, als Menschen. In einer Demokratie sind wir alle Könige und Königinnen, die mitbestimmen. Wir alle können und müssen handeln. Wir können alle Verantwortung für unsere Nachbarn, Freund und unsere Familie übernehmen.

Als im April zum ersten Mal Ausgangsbeschränkungen sind, erzählt mir eine Studentin: Das erste, was ich bemerkt habe, war: plötzlich ist mehr Zeit füreinander. Wir haben länger und regelmäßiger telefoniert. E-Mails sind viel persönlicher geworden. Ich habe Zeit für meine Familie und für Freunde gehabt. Sonst hatte ich immer Angst, etwas zu verpassen.

Als ich selbst im Juni endlich wieder zum Frisör gehe, bin ich froh, dass es den Laden noch gibt. Eigentlich hat die Chefin im Laden erholt ausgesehen. Auch, wenn es ihr wirtschaftlich sehr schlecht geht, sagt sie, dass der Frühling nicht nur schlecht gewesen ist. „So viel Zeit hatte ich noch nie mit meinen Kindern. Das war wertvoll!“

Bei Jesaja war es eine militärische Bedrohung. Bei uns heute ist die ganze Welt von einem Virus bedroht. Jesaja war ein junger Mann, als er deutliche Worte mit einer Hoffnungsbotschaft verbunden hat. Gibt es etwas, das uns trotz allem Hoffnung macht? Darüber haben wir uns in der Studentengemeinde unterhalten, denn glauben heißt jetzt: hoffen. Und Hoffnung wächst, wenn wir sie benennen können.

Es darf nicht wieder so werden, wie es vorher war! Dieser Satz kommt von einem Studenten. Zuerst habe ich etwas gestutzt. Was meint er damit?

Im Sommer haben wir gehofft, dass uns ein zweiter Lockdown erspart bleibt. Diese Hoffnung ist nur teilweise in Erfüllung gegangen. Wir haben mehr über das Virus gelernt. Wir kennen es besser. Das Virus ist das eine Problem; die Menschen, die es weiter geben, das andere. Je weniger wir

uns fortbewegen, desto weniger verbreitet sich das Virus. Wir sind sein Wirt. Wenn wir uns still verhalten, hat das Virus keine Chance. Wir wissen, was wir tun können. Deshalb ist es nicht mehr so, wie es vorher war. Die Zeit der Ungewissheit und Ratlosigkeit ist vorbei. Trotzdem ist unser Leben im November wieder sehr eingeschränkt.

Uns ist jetzt noch deutlicher geworden, was zählt: Das Miteinander. Sich in der Schule zu sehen ist schön! Wer hätte das gedacht. Die Klassengemeinschaft hilft beim Lernen. Lernen ohne Mitschüler macht keinen Spaß oder gelingt gar nicht.

Und noch etwas haben wir gemerkt: Was tun, wenn wir nicht in den Urlaub fahren können? Ab in die Natur! Wir haben die Wälder, Seen und Flüsse wieder entdeckt. Viele haben die Joggingsschuhe ausgepackt, die so lange im Schrank lagen. Und auch ohne Hund gehen wir spazieren. Hoffentlich vergessen wir das nicht, wenn es darum geht, die Wirtschaft wieder in Schwung zu bringen. Junge Leute, die vor Corona jeden Freitag demonstrieren waren, werden uns daran erinnern: „Es darf nicht wieder so werden, wie es vorher war.“, denn wir haben uns wieder neu in die Flüsse, Wälder, Seen und den Himmel verliebt.

In der Zeit des Stillstandes: umdenken! Vom wirtschaftlichen Erfolg zum menschlichen Miteinander. Das ist seltsam, aber wir haben gesehen: es geht! Jesaja ruft in der Bedrohung dazu auf, sich zu entscheiden: gegen die Konvention und für die Gemeinschaft. In der Gemeinschaft zeigt sich Gott. Alle Regeln im Alten Testament dienen der Gemeinschaft und schützen das Miteinander. Wenn sich die Situation ändert, dann werden die Regeln angepasst. Das Ziel bleibt. Gott, als oberstes Ziel, steht für das Leben ein und beschützt es. Deshalb geht es auch anders. Es ist eben kein Sodom und Gomorrha. Die Welt geht nicht unter, sie besteht weiter. Wir können auch weiterhin selbstbestimmt entscheiden und neue Wege finden mit Gottes Hilfe.

Und der Friede Gottes, der höher ist als all' unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen

Spendenaufruf:

Im Namen der internationalen Studierenden, die sich ihren Lebensunterhalt selbst verdienen müssen, wenig Sicherheiten haben und wegen Verdienstauffälle derzeit oft in Not geraten, bitte ich um Ihre Spende an den Notfond der Diakonie.

Spendenkonto:

Diakonisches Werk Bayern e. V.

IBAN: DE20 5206 0410 0005 2222 22

Verwendungszweck: Nofonds ausl. Studierende